

Shani Boianjiu

Das Volk der Ewigkeit
kennt keine Angst

Roman

*Aus dem Englischen
von Maria Hummitzsch
und Ulrich Blumenbach*

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC-N001512

Die Arbeit der Übersetzer am vorliegenden Titel wurde vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

1. Auflage 2013

Titel der Originalausgabe: *The People of Forever Are Not Afraid*
Copyright © 2012, Shani Boianjiu

All rights reserved

Deutsch von Maria Hummitzsch und Ulrich Blumenbach

© 2013, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln, basierend auf dem Originalumschlag von Hogarth, UK

Umschlagmotiv: © Sam Barker

Autorenfoto: © Alon Sigavi

Gesetzt aus der Minion und der Frutiger

Satz: Wilhelm Vornehm, München

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-462-04558-1

Die Kinder anderer Leute

Geschichte ist fast vorbei

Im Klassenzimmer-Container liegt Staub. Die Haare unserer Lehrerin Mira sind orange gefärbt und an den Spitzen versengt. Wir sind jetzt siebzehn, zwölfte Klasse, und fast durch mit der kompletten Geschichte Israels. Mit der Geschichte vom Rest der Welt waren wir schon in der zehnten Klasse durch. Wir sind in unserem Geschichtsbuch bei 1982 angekommen, ein paar Jahre, bevor wir geboren wurden, nur ein Jahr, bevor diese Stadt gebaut wurde. Davor gab es hier an der Grenze zum Libanon nichts als Pinien und Müllberge. Unsere Lehrerin Mira, die auch Avishags Mutter ist, klingt fast so geheimnisvoll wie unsere Eltern, wenn sie abends zu viel getrunken haben.

Geschichte ist fast vorbei.

»Im Test über den ›Frieden-für-Galiläa‹-Krieg nächsten Freitag frage ich acht Definitionen ab, wir haben alle durchgenommen. PLO, SAM, IAF, Panzerfaust-Kinder«, sagt Mira. Die Begriffe habe ich alle drauf, da bin ich ziemlich sicher, bis auf Panzerfaust-Kinder vielleicht. Bei Begriffen, die aus richtigen Wörtern bestehen, bin ich nicht so gut. Die machen mir ein bisschen Angst.

Aber der Test ist mir egal. Ich könnte schwören; der Test ist mir so was von egal.

Im Rucksack wartet noch mein Sandwich auf mich. Eins

mit Tomaten und Mayo, Senf und Salz und sonst nichts. Meine Mutter, und das ist das Beste, steckt es immer in eine Plastiktüte und wickelt dann blaue Servietten drum, und es dauert ungefähr zwei Minuten, das Sandwich auszuwickeln. Dadurch kann ich mich, auch an Tagen, an denen ich keinen Hunger habe, auf etwas freuen. Das ist immerhin etwas, und ich muss nicht schreien.

Es ist acht Jahre her, dass ich Senf-Mayo-Tomate entdeckt habe.

Ich schnipse mit den Fingern unterm Kinn. Ich rolle die Augen hin und her. Ich knirsche mit den Zähnen. Das alles mache ich, seit ich eingeschult worden bin. Ich muss endlich damit aufhören. Mir tun die Zähne weh.

Noch vierzig Minuten bis zur Pause, aber ich kann hier nicht länger rumsitzen; ich kann nicht und ich werd's nicht und ich –

Wie Flugzeuge gebaut werden

»PLO, SAM, IAF, Panzerfaust-Kinder«, sagt unsere Lehrerin Mira. »Wer will vor dem Test noch mal üben und liest für alle ein paar Definitionen vor?«

SAM ist irgendein syrisches U-Boot. Und IAF steht für die israelische Luftwaffe. Was Kinder sind, weiß ich, und Panzerfaust-Kinder waren Kinder, die versucht haben, Granaten auf unsere Soldaten zu schießen, und sich dabei gegenseitig abgefackelt haben, weil ihnen keiner etwas erklärt hat, und weil sie Kinder waren. Aber das ist vielleicht eine Doppelung in der Definition. Letztes Mal hat mir die blöde Kuh fünf Punkte abgezogen und gesagt, ich hätte das Wort »sehr« sieben Mal in einer Definition verwendet, und zwar an Stellen, wo »sehr« eigentlich nicht passt.

Sie sieht mich an, oder Avishag, die neben mir sitzt, oder Lea, die neben Avishag sitzt. Sie seufzt. Ich finde, sie sollte

sich sehr dringend die Augen operieren lassen. Lea, die überzeugt ist, dass sie gemeint sein muss, starrt zurück. Sie glaubt immer, jeder Blick würde ihr gelten.

»Yael, kannst du wenigstens so tun, als würdest du mitschreiben?«, fragt Mira mich und setzt sich ans Lehrerpult.

Statt Lea noch länger anzustarren, nehme ich den Stift und schreibe:

Wann hören wir auf, über unwichtige Dinge nachzudenken, und denken endlich über wichtige Dinge nach? Leck mich, du Arsch

Ich muss aufs Klo. Vorm Klassenzimmer-Container steht der Klo-Container. Wenn ich mich auf den Klodeckel stelle und die Nase an die winzige Glasscheibe drücke, kann ich das Ende vom Dorf sehen und atme das Putzmittel ein, das sie benutzen, um das einsame Fenster sauber zu kriegen, bis mir schwindelig wird. Ich kann Häuser und Gärten sehen und Mütter mit Babys auf Parkbänken, alles verstreut, als hätte an der Betonstraße zu den schlafenden braunen Bergen da hinten ein Riesenkind Legosteine liegen gelassen. Draußen vorm Schultor steht ein junger Mann. Er trägt ein braunes T-Shirt, und seine Haut ist hellbraun, und wenn seine grünen Augen nicht wären, zwei Blätter in der Mitte von diesem Nichts, würde er fast mit dem Berg verschmelzen.

Es ist Dan. Mein Dan. Avishags Bruder.

Ich bin mir fast sicher.

Als ich ins Klassenzimmer zurückkomme, sehe ich, dass jemand in mein altes, dickes Notizbuch geschrieben hat, direkt unter meine Frage. Avishag und ich schreiben uns schon seit der zweiten Klasse gegenseitig in Notizbücher. Eine Zeit lang schrieben wir auch die Geschichten vom

Knick-Spielen mit Lea in ein Notizbuch, aber als wir in der siebten Klasse waren, wollte Lea schon nicht mehr mit uns spielen und auch sonst mit keiner ihrer alten Freundinnen. Dafür sammelte sie auf einmal Mädchen, Haustiere, die sie herumkommandierte. Avishag sagte, wir beide sollten uns weiter in einem Notizbuch schreiben, auch wenn zwei Leute nicht Knick spielen und Geschichten falten könnten. Sie sagte, die Notizbücher ließen sich besser aufheben als lose Zettel, und dass wir dann mit achtzehn zurückschauen und an all die Menschen denken könnten, die uns früher geliebt haben, früher, als wir jung waren. Und dann hätte sie auch Platz für ihre Zeichnungen und könnte dafür sorgen, dass ich alle zu sehen bekäme. Als wir vierzehn waren, hat sie außerdem gesagt, wir könnten das Wort »Arsch« in jeden Satz einbauen, ohne dass man uns drankriegen könnte, und das wollen wir natürlich. Das sollen und müssen wir. Das ist eine Regel.

Leck du mich doch, Oberarsch

In letzter Zeit ist es so, als würde Avishag gar nicht existieren. Alles, was ich sage, sagt sie ein bisschen lauter. Dann wird sie still. Sie spielt mit der goldenen Halskette auf ihrer dunklen Brust und rückt die BH-Träger zurecht. Sie beobachtet, wie ihre Haare wachsen, und wird immer stiller. Wahrscheinlich ist das bei mir genauso.

Aber das Ding ist, als ich weg war, hat zum ersten Mal in der Geschichte der Welt jemand anderes als Avishag in das Notizbuch geschrieben.

Ich bin mir fast sicher. Da steht noch was anderes Komisches, was ohne »Arsch«.

*Immer bin ich allein.
Sogar jetzt bin ich allein*

Ich klappe das Notizbuch zu.

Ich würde Avishag gern fragen, ob ihr Bruder Dan ins Klassenzimmer gekommen ist, als ich weg war, lasse es aber sein. Mira, die Mutter von Dan und Avishag, ist anders als andere Mütter, weil sie Lehrerin ist. Sie musste herkommen und hier in einem Dorf statt in Jerusalem Lehrerin werden, weil Avishags Vater die Familie verlassen hat. Darum hatten sie nicht genug Geld, um in Jerusalem zu bleiben. Meine Mutter arbeitet in der Fabrik hier im Dorf, die Teile für Maschinen baut, die in Maschinen eingebaut werden, mit denen man Flugzeuge baut. Leas Mutter arbeitet in der Fabrik hier im Dorf, die Teile für Maschinen baut, die in Maschinen eingebaut werden, mit denen man Flugzeuge baut. Ich bin immer allein.

Ich hab da eine Idee.

Ich mache eine Party, auch wenn ich dabei draufgehe und ich noch nicht weiß, wo die Party stattfinden soll, und ich in den nächsten zwanzig Minuten da auch nicht weiterkommen werde, weil ich im Unterricht bin, aber so wahr mir Gott helfe, Dan wird zu der Party kommen. Wenn ich ihn anrufe und einlade, kommt er, das gehört sich einfach so, und das ist die geniale Idee, die ich gerade hatte, ganz plötzlich, eine *Party*, und wenn noch mal irgendjemand zu mir sagt, dass es manchmal okay ist, allein zu sein, schreie ich los und es wird unangenehm.

»Peace«, sage ich und stehe auf. Ich schnappe mir meinen Rucksack. Als Avishag aufsteht, quietscht der Stuhl übers Linoleum und Mira verzieht das Gesicht, als hätte sie gerade eine ganze Zitrone vom Baum der Familie Levy gegessen.

»Der Unterricht geht noch zwanzig Minuten«, sagt sie. Vielleicht glaubt sie, wir bleiben, aber wir gehen.

»Scheiß drauf. Peace«, sagt Avishag. Das ist seltsam. Avishag kann es nicht ausstehen, wenn Schimpfwörter laut ausgesprochen werden. Sie findet sie nur geschrieben schön, das

ist also seltsam. Vier von den Jungs stehen auch auf. In der vierten Klasse hat einer von ihnen eine ganze Zitrone aus dem Garten der Levys gegessen, als Mutprobe, aber danach ist nichts passiert.

Man kann mit keinem reden

Avishag und ich gehen die staubige Hauptstraße hoch, die hinter der Schule ansteigt. Als ich den Mund aufmache, schmecke ich den Staub, den die Typen aus unserer Klasse vor uns und wir selbst am Tag zuvor aufgewirbelt haben. Ich kann kaum sprechen, so viel habe ich im Mund.

»Ich sterbe. Wir müssen heute eine Party machen. Wir müssen ein paar Leute anrufen«, sage ich.

»Noam und Emuna haben gesagt, dass Yochai ihnen gesagt hat, dass sein Bruder von Leas Schwester Sarit gehört hat, wo man Empfang hat«, sagt Avishag. Sie kneift die schwarzen Augen zusammen.

Im Moment geht kein einziges Handy im Dorf. Zuerst gab es nur in der Schule keinen Empfang. Plötzlich hatten wir letzten Mittwoch selbst dann keinen Empfang, als wir Mathe geschwänzt haben und hinter das Holztor gesprungen sind. Avishag hatte vielleicht zehn Sekunden lang zwei Balken, aber das hat nicht gereicht, um jemanden anzurufen. Dann ist ein Balken daraus geworden, und das hat sich nicht mehr verändert.

Wir waren schon beim Lebensmittelladen, aber da war kein Empfang, also haben wir eine Schachtel Marlboro und Gummibärchen gekauft und sind zum Geldautomaten gelaufen, aber da war kein Empfang, also sind wir zu dem kleinen Park gelaufen, aber da war auch kein Empfang, und jemand hatte auf die einzige Schaukel gekotzt, die groß genug für zwei ist, also sind wir gar nicht erst dageblieben, und dann gab es keinen anderen Ort im Dorf, wo wir hingehen konnten.

»Ehrlich gesagt, weiß ich es nicht von Noam und Yochai«, sagt Avishag. »Dan hat es mir erzählt. Er redet wieder mit mir. Also zumindest hat er mir gesagt, dass man beim Handymast Empfang hat.«

Ich sehe Avishag nicht an, nachdem sie das gesagt hat. Ich würde sie gern fragen, ob Dan reingekommen ist und in das Notizbuch geschrieben hat, lasse es aber lieber bleiben.

Der Handymast. Na klar. Manchmal denke ich, ohne Leute wie Dan würde das ganze Dorf sterben, so dumm sind wir.

Was ist Liebe

Ich habe beschlossen, in meinem ganzen gesamten Leben nur einen Jungen zu lieben: Avishags Bruder Dan. Seit ich zwölf war, habe ich denselben Freund gehabt, Moshe, aber das ist nicht ganz fair, weil ich nicht wirklich beschlossen habe, ihn zu lieben. Er war ein Freund der Familie und hat mich mit Äpfeln beworfen, also hatte ich eigentlich keine Wahl. Vor zwei Wochen haben wir uns getrennt. Vor neun Wochen haben wir uns auch schon mal getrennt. Jetzt ist er sowieso seit sechs Monaten bei der Armee. Dan hat das alles schon hinter sich.

Früher hatte Dan immer so einen Test. Darum habe ich beschlossen, ihn zu lieben. Der hat ihn total verrückt gemacht, dieser Test.

Ganz am Ende der Jerusalemer Straße, da hat man in unserem Dorf eine Aussicht. Eine Aussicht auf die ganze Welt und noch viel mehr. Echt, ohne Scheiß. Von dem winzigen Hügel schaut man auf vier Berge, wo immergrüner mediterraner Wald nur so explodiert, und auf ausgebreitete Decken roter Anemonen und auf Kissen lilafarbener Anemonen und auf Kreise von weißen Gänseblümchen. Außerdem auf kleine Höhlen, geschützt von Weidenzweigen, da

hinzusehen, das tut fast weh. Als würde man die Kinder anderer Leute auf der anderen Straßenseite sehen.

Und natürlich stehen ganz am Ende der Jerusalemer Straße Bänke, und man müsste meinen, man könnte dort sitzen und die Aussicht genießen, nur dass das nicht geht. Weil man dann die Aussicht im Rücken hätte und auf Haus Nummer 24 in der Jerusalemer starren würde und nichts als die zum Trocknen aufgehängte Unterwäsche vor der Nase hätte und eine verwaiste Hundeleine auf gelbem Gras und die Komposttonne draußen unterm Vordach.

Und Dan, der nahm Leute mit dorthin, und dann fragte er, *was stimmt nicht mit dem Bild was stimmt nicht was stimmt nicht*, und keiner konnte es ihm sagen und er wurde wütend, wurde laut und dann sagte er, wenn es Leute wie ihn nicht gäbe, würde das ganze Dorf krepieren, so dumm wären wir. Er kann überheblich sein. Und egal, wen er von unten aus dem Dorf dorthin geschleppt hatte – einen Klassenkameraden, einen Bekannten der Mutter, die Schwester, die jüngere Schwester –, der Betreffende saß da, starrte eine Weile auf das gelbe Gras von Haus 24 und sagte dann: »Das versteh ich nicht. Du hast doch gesagt, du willst einfach nur abhängen.« Aber ich verstand es.

In der siebten Klasse kam ich von Avishag und wollte nach Hause, da kam Dan hinter einem Olivenbaum hervorgesprungen. Über ihm importierte Laubbäume und Vögel, und die Vögel waren unsichtbar, aber sie sausten um ihn herum, sodass Lichtpunkte um ihn tanzten – wie in einer Disko. Er kam einen Schritt näher. Und dann noch einen. Auf seiner linken Wange lagen zwei Wimpern, ich sah sie, so dicht stand er vor mir. Verlegen schaute ich auf den Boden und merkte, dass seine Füße nackt und lang waren. Weil ich nervös war, schnippte ich mit dem Daumen die Haut unter meinem Kinn nach vorn. Er war so groß, genau wie Avishag. Oder vielleicht war ich auch klein.

»Hast du Lust abzuhängen?«, fragte er.

Auf der Bank war ich dann einen Augenblick lang müde. Um ihn nicht anzusehen, drehte ich mich immer wieder von ihm weg, damit er nicht merkte, wie aufgeregt ich war, und damit mich etwas anderes Schönes ablenkte. Und plötzlich hab ich's kapiert.

»Da kommt ein Mann und er hat zwei Bänke und sie sagen ihm, ›Betonier die Bänke ein«, und er ...«, sagte ich. Ich wollte einfach irgendwas sagen, aber Dans grüne Augen strahlten und seine dicken Augenbrauen hüpften auf und ab.

Danach saßen wir eine Weile da auf dem Boden, schauten auf die roten Decken und die Höhlen, und ich erzählte ihm alle meine Geheimnisse. Ich glaube, an dem Abend liebte ich ihn ein bisschen, aber ich weiß nicht, ob es wahre Liebe war, weil ich ihn nur liebte, weil er mich liebte, oder etwas, was ich gesagt hatte. Das erkannte ich daran, wie er vor und zurück wippte, und weil er versprach, irgendwann was in das Notizbuch zu schreiben, das ich ihm gezeigt hatte, irgendwas verdammt Kluges.

Nach dem Abend habe ich nie wieder mit ihm gesprochen. Zwei Monate später verriet er Avishag eins von meinen Geheimnissen. Zwei Jahre darauf ging er zur Armee, und als er zurückkam, ging er nicht zu der Fabrik im Dorf, die Teile für Maschinen baut, die in Maschinen eingebaut werden, mit denen man Flugzeuge baut, und auch nicht zur Berufsschule, damit er später mehr verdienen würde, wenn er in der Fabrik im Dorf gearbeitet hätte, die Teile für Maschinen baut, die in Maschinen eingebaut werden, mit denen man Flugzeuge baut, sondern er blieb einfach zu Hause und zeichnete Militärstiefel. Das weiß ich, weil meine Schwester letzte Woche bei ihm zu Hause mit seiner kleinsten Schwester gespielt hat, und als sie zurückkam, hat sie gesagt, da wären überall Zeichnungen von Stiefeln und Stiefeln und Stiefeln. Die ganze Küchenwand schwarz davon, und schwer.

»Dan sagt, du fehlst ihm«, sagte meine Schwester. »Er hat gesagt, du hängst nicht mehr mit ihm ab«, meinte sie noch und machte Kussgeräusche, und dann stellte sie *Bully the Snow Man* lauter, damit ich sie nicht anschreien konnte.

Kein Haus ist leer

Wenn man in das Notizbuch von jemandem schrieb, dann ging man auch zu seiner Party, wenn man eingeladen wurde.

Beim Handymast angekommen, bin ich mir so gut wie sicher, dass es Dan gewesen sein muss, der in das Notizbuch geschrieben hat. Er hat was zwischen meine Definitionen von Panzerfaust-Kindern und israelischer Luftwaffe geschrieben. Ich glaube, ich denke immer noch an ihn. Ich glaube, er denkt immer noch an mich.

Ich weiß, klingt eher unwahrscheinlich, aber ich weiß einfach, dass er wie Superman in die Klasse reingerauscht ist und ins Notizbuch geschrieben hat, als ich auf dem Klo war, und dann ist er direkt zum Schultor raus. Ich würde Avishag gern fragen, ob er in die Klasse gekommen ist, als ich weg war, und ich verstehe nicht, warum sie es mir nicht einfach sagt, aber ich weiß auch, dass sie ihre Gründe hat, Leute mit Brüdern haben Gründe, und außerdem bin ich ja nur fast sicher, und fast sicher ist besser als das Risiko, etwas zu erfahren, was man eigentlich nicht wissen will.

Nicht zu fassen, dass wir nicht schon früher versucht haben, am Handymast Empfang zu kriegen. Wir sind nah genug an ihm dran, dass er uns auf diesem Felsenhügel Schatten spendet, und wir schreien, weil uns die Leute mit dem schwachen Empfang hier oben kaum verstehen.

In unserem Dorf gibt es viele Raritäten: Privatsphäre, öffentliche Verkehrsmittel, Milch mit 5 Prozent Fett. Die größte Rarität ist ein leeres Haus. Ab und zu finanziert die Fabrik den Eltern von irgendwem ein Wochenende in der

Nachbarstadt mit Massagen und Hotelpool. Aber in meiner Familie hat's das nie gegeben, und bei den meisten, die wir kennen, auch nicht. Meistens gehen die Eltern auf einen Kaffee zu anderen Leuten und versprechen, bis nach elf wegzubleiben, und nervige Geschwister versprechen, woanders zu schlafen. So kommt ein leeres Haus zustande, und dann kann man Bier trinken und rauchen und rummachen, ohne sich zu schämen.

Aber heute scheint es für unsere Klasse kein leeres Haus zu geben, wo wir Party machen können, kein einziges.

Wir haben schon zwölf Leute angerufen und unter unseren Achseln haben sich feuchte Flecken gebildet, aber wir können nicht nach Hause, weil meine Schwester zu Hause ist und Avishags kleine Schwester zu Hause ist und sie nicht hören dürfen, wie wir das hier planen, genauso wie wir in zwei Jahren nicht mitkriegen dürfen, wenn sie Partys planen. Außerdem, jetzt, wo Dan zurück ist, gehe ich nie rüber zu Avishag. Sie lässt mich nicht.

Bei mir zu Hause würde meine Schwester alles hören, und sie ist die Schlimmste. Man kriegt alles mit, was am Telefon gesprochen wird. Wenn meine Mutter nachts telefoniert, ganz egal wie spät, höre ich jedes Wort, sogar, wenn sie flüstert, und ich höre, wenn sie weint.

»Bist du sicher?«, schreien wir in unsere Handys.

Ja, Tali Feldman ist ganz sicher. Ihre Mutter erlaubt ihr keine Party, wenn das Haus leer ist, weil sie Angst hat, die Freunde ihrer Tochter machen noch mehr von ihrem rumänischen Teeservice kaputt, und Noams Mutter erlaubt ihr keine Party, wenn das Haus leer ist, weil sie Angst hat, ihre Tochter macht das in sie gesetzte Vertrauen kaputt, und Ninas Mutter erlaubt ihr keine Party, wenn das Haus leer ist, weil sie Angst hat, die Freunde ihrer Tochter machen ihrer Tochter das Jungfernhäutchen kaputt, weil sie eben ein bisschen religiös ist.

Außerdem finden wir raus, dass Lea eine Party schmeißt, und dass es bei ihr leer ist, weil ihre Eltern sich im Hotel drüben in der Nachbarstadt massieren lassen, aber ihre Mutter sagt, ich darf nicht eingeladen werden, weil ich beim letzten Mal ein Gefäß für Maronen zerschmissen habe, und Lea ihr erzählt hat, dass ich es war. Aber eigentlich liegt es daran, dass Avishag und ich die einzigen sind, die keine krasse Angst vor Lea haben, weil wir schon mit ihr gespielt haben, bevor sie krass beliebt wurde, das war, als sie noch mit den Leuten gespielt und nicht die Leute wie Spielzeug behandelt hat.

Ich habe Dan an dem Tag auf der Bank alle meine Geheimnisse erzählt. Dass Avishag und ich noch mit Puppen spielten, war eins davon. Das hielten wir seit der fünften Klasse sogar vor Lea geheim. Eigentlich war es viel besser, in der siebten Klasse mit Puppen zu spielen, weil wir Einfälle hatten, die uns nicht gekommen wären, als wir jünger waren: Die Puppen konnten gelben Eismatsch auskotzen und eine andere Puppe da reintunken, bevor sie verbrannt wurden. Sie konnten ein Mittel gegen Krebs finden oder anfangen zu rauchen oder Jura studieren. Das war megalustig.

Als Avishag herausfand, dass ich ihrem Bruder von den Puppen erzählt hatte, kam sie morgens um acht in die Klasse marschiert und öffnete meinen Rucksack, und vor den Augen aller anderen schmiss sie mein Sandwich auf den Boden und trampelte darauf herum und schrie dabei. Die Tomaten spritzten gelbe und rote Tropfen auf den Boden, als sie darauf herumsprang.

»Ekelhaft«, schrie sie. »Er ist mein Bruder, du kranke, kranke Schlampe. Du hast einen Freund! Für wen hältst du dich eigentlich? Dich kenn' ich nicht mehr.« Auch damals fluchte sie nur selten laut.

Eine Zeit lang taten wir so, als würden wir uns wirklich nicht kennen, weil es wirklich so war, das sah ich auch so,

aber ich wusste nicht mehr, ob ich überhaupt irgendwen kannte. Emuna setzte sich in der Klasse neben mich auf Avishags Platz. Avishag saß jetzt neben Noam.

Dann ging Dan zur Armee. Das war ganz normal, denn er war achtzehn, und es war so normal, dass Avishag und ich vergaßen, was sie über ihn gesagt hatte. Aber ich weiß, sie glaubt, mich gar nicht zu kennen. Das werd ich immer wissen.

»Benutzen Panzerfaust-Kinder die kleinen Panzerfäuste, die keinen Granatwerfer brauchen?«, fragt Avishag, bevor wir vom Handymast weggehen.

»Nein«, sage ich. »Was du meinst, sind die sowjetischen Handgranaten, die auch Panzerfaust genannt werden, aber im ›Frieden-für-Galiläa‹-Krieg wurden die schon nicht mehr verwendet. Du denkst an die Vergangenheit. Du kannst die ganzen Definitionen nachher bei mir abschreiben.«

In meinem Zimmer

Nachdem wir erfolglos einen Ort zum Partymachen gesucht haben, gehen wir gegen vier Uhr nachmittags vom Hügel mit dem Handymast zurück nach Hause. Normalerweise ist meine Mutter um fünf von der Arbeit zurück. Bis sie kommt, gucke ich den israelischen Kinderkanal: *Chiquititas* und *Wonder Shoes* und *The Surprise Garden*. Alles Sendungen, für die selbst Avishag mich zu alt finden würde. Als ich das Auto meiner Mutter höre, stürze ich in mein Zimmer, lege mich aufs Bett und starre an die Decke. Sie klopft nicht, um mich zu fragen, wie es mir geht, und ich bin froh darüber, weil ich einfach meine Ruhe haben will.

Ich höre sie am Telefon flüstern. Ungefähr eine Stunde lang starre ich an die Decke, vielleicht auch zwei, und stelle mir vor, ich wäre gezwungen, mein Leben lang an diese Decke zu starren. Wie wäre das? Was für Details würden mir

auffallen?, frage ich mich, und die Stimme in meinem Kopf klingt auf einmal wie die unserer Geschichtslehrerin Mira, Avishags Mutter, aber dann ist es meine Mutter, und sie steht in meinem Zimmer. Sie hat nikotingelbe Zähne und steht wie krummgeschlossen.

»Ich schaff das nicht mehr«, sagt sie. »Ich brauche Hilfe.«

Ich reagiere nicht. *Ich* brauche Hilfe. Wenn sie nur wollte, könnte sie wissen, dass ich ein leeres Haus für eine Party brauche, zu der ich Dan heute Nacht einladen kann. Aber was sie nicht wissen will, das will sie nicht wissen.

Letzten Montag hat sie gefragt, ob ich nicht doch mal Putenbrust auf meinem Sandwich ausprobieren möchte.

»Seit fünf Minuten rufe ich, dass du ans Telefon gehen sollst«, sagt sie und hält mir das Telefon hin. »Ich halt's nicht aus, in diesem Haus zu leben und wie ein Zimmermädchen behandelt zu werden.«

»Bist du's?«, fragt Avishag am anderen Ende.

»Hat Ninas Mum doch noch erlaubt, dass wir bei ihnen eine Party machen können?«, frage ich.

»Yael«, sagt sie. »Dan ist gestürzt und hat sich am Kopf verletzt.«

Und jetzt heißt es russisches Roulette

Ich habe die ganze Nacht mit Avishag telefoniert. Die anderen Mädchen sind alle auf Leas Party geblieben. Sie wollte, dass die Leute dableiben, auch als sie gehört hatten, dass Dan was passiert war. Mir war das egal. Und mir war egal, dass meine Mutter mich hören konnte oder dass meine Schwester mich hören konnte oder dass mein Vater mich hören konnte. Zuerst hieß es, Dan wäre mit dem Kopf aufgeschlagen, und Avishag hat sich Sorgen gemacht, und dann hieß es, er hätte sich schlimm am Kopf verletzt und müsste ins Krankenhaus, aber Avishags Mutter hat sie nicht hingehen lassen, und

dann hieß es, einer hätte ihm versehentlich in den Kopf geschossen, und zum Schluss hieß es, er wäre mit ein paar Typen aus seiner Klasse zum Hügel mit dem Handymast gegangen und sie hätten irgendein Mädchen angerufen, aber dann hätten sie russisches Roulette gespielt, weil keiner rangegangen war. Ich meine, außer ihnen hatte im Dorf keiner Empfang und fast alle waren auf Leas Party, und das war's dann. Morgens um sechs hieß es, dass Dan gestorben war.

Aber ich glaube diese ganzen Gerüchte nicht. Ich glaube, er ist einfach den Hügel rauf und hat sich da ganz allein das verdammte Scheißhirn weggeblasen.

Mütter verschwanden

Morgens um sieben gehe ich rüber zu Avishag. Sie wohnt in der Jerusalemer Straße 3 und ich wohne in der 12, so sind wir überhaupt erst Freundinnen geworden. Ich laufe an den gleich aussehenden Häusern vorbei, an Leas Haus, dem Olivenhain, dann dem Haus der britischen Familie Miller. Die Häuser sehen genau gleich aus, nur dass Avishags Haus ein rotes Dach hat und alle anderen grün sind. Wenn man reingeht, gibt es außerdem ein Bücherregal mit sieben Brettern, weil ihre Mutter Mira eine Intellektuelle ist, weil sie eine Lehrerin ist, oder weil sie ursprünglich aus Jerusalem kommt, nicht aus der Jerusalemer.

Avishag hat die Augen geschlossen, also halte ich ihr die Nase zu, damit sie aufwacht. So habe ich sie immer geweckt, als wir klein waren, aber wenn ich es jetzt mache, merke ich, dass ich sie nicht mehr so wecken kann. Jetzt nicht. Und nie mehr. Sie schreit mich nicht an, als sie aufwacht; sie sagt kein Wort.

Ich ziehe ihr das Kissen unter den feuchten schwarzen Haaren weg. Ich lege es auf den Boden, lege den Kopf drauf und schließe die Augen.

Aber nach ungefähr einer Stunde wache ich wieder auf. In der Küche stehen ganz sicher Kakao und Cornflakes auf dem Tisch, also gehe ich runter, aber auf dem Tisch steht gar nichts. Kein Kakao und kein Brot mit Schokoaufstrich, obwohl Mira beides jeden Morgen für ihre Jüngste hinstellt.

Ich war mir ganz sicher gewesen, dass alles dastehen würde. Das war das Schlimmste von allem, echt jetzt.

Meine Mutter stellt mir morgens eine Tomate und Tee hin und meiner Schwester Tomate und Brot und Tee, so ist das bei uns. Wenn wir aufstehen, ist sie immer schon weg, weil ihre Arbeit um sieben anfängt. Früher fing sie immer um acht an, da konnte sie uns noch zur Schule fahren, aber als wir in der zehnten Klasse waren, hat man im Dorf einen Schulbus eingeführt, damit der morgendliche Berufsverkehr entzerrt wird und Mütter eine Stunde früher zur Arbeit können. Jetzt liegt da immer nur ein Zettel. *Wascht nach dem Essen euer Geschirr ab.* Sie stellt das Essen in den Kühlschrank, zwei Teller zugedeckt mit anderen Tellern, von Sonntag bis Dienstag Reis und Lamm und den Rest der Woche Reis und Okra. Das Essen schmeckt immer frisch, obwohl wir es in der Mikrowelle warm machen müssen.

Ich gehe in Avishags Zimmer zurück.

»Avishag«, sage ich und rüttle heftig an ihr, »wo ist deine Mutter?«

Avishag lässt die Augen zu. Noch im Halbschlaf, wölbt sie den Rücken und rückt den BH zurecht. Mit den langen Fingern fährt sie ihre goldene Halskette entlang, sie selbst ist so dunkel in den weißen Laken, dass sie fast schon zu präsent ist, und dann öffnet sie plötzlich die Augen.

»Wahrscheinlich will sie zurück nach Hause«, sagt sie. »Das hat sie schon gesagt, bevor wir überhaupt erfahren haben, dass Dan ... bevor wir alles wussten.«

»Zurück nach Hause?«, frage ich. »Aber sie ist deine Mutter.«

»Sie hat gesagt, sie zieht wieder zu ihrer Mutter nach Jerusalem. Sie hat gesagt, sie zieht nicht allein Kinder groß, wenn die dann losgehen und sich erschießen, und sie hat gesagt, ich biete nie an, den Abwasch zu machen, und dass ich jetzt eine erwachsene Frau bin und sie –«

»Sie kann nicht weg sein«, sage ich. »Steh auf.«

Aber Avishag schließt die Augen und dreht mir den Rücken zu, sie zieht sich die weiße Decke über den Kopf, als würde sie eine Höhle bauen.

Judifizierung von Galiläa

Ich gehe allein in die Schule. Ich weiß nicht, wo ich sonst hin soll, und ich kann nicht länger Avishags Rücken anstarren. Im Klassenzimmer sind nur drei Jungs, sie sitzen auf den Tischen und schauen sich eine Zeitschrift mit japanischen Autos an. Ein Stuhl liegt umgekippt da, und jemand hat den Mülleimer umgeschmissen, sodass überall Orangenschalen und Notizbuchseiten auf dem Boden verstreut sind.

»Leas Mutter ist auch weg«, sagte einer von den Jungen. »Sie hat zu Lea gesagt, sie bleibt jetzt für immer in der Stadt, wo es Massagen gibt«, sagt er noch und beißt sich auf den Finger. »Aber ich glaube nicht, dass sie das wirklich macht. Und unsere Lehrerin Mira ist bestimmt auch bald wieder da.«

»Dieses Dorf ist voll mit durchgeknallten Muttis«, meint ein anderer noch. Dann drehen sie mir den Rücken zu und stecken die Köpfe wieder über der Zeitschrift zusammen.

Ich gehe raus und ringe nach Luft, ich schaue auf den Boden, aber über mir sind Raben und Platanen, und die Vögel kreisen vor der Sonne, sodass auf dem Asphalt zu meinen Füßen Punkte sind, die mir erst hier, dann da zuzwinkern, und ich mache den Mund auf und kotze, bis ich den Kopf wieder heben und weitermachen kann.

Auf den Straßen ist überhaupt niemand zu sehen. Als sie vor knapp dreißig Jahren dieses Dorf gebaut haben, war das, weil Leute den genialen Einfall hatten, man sollte Galiläa judifizieren, vor allem an der Grenze zum Libanon. In der Region gibt es lauter leere braune Hügel, hat die Regierung gesagt, und wenn wir ein Land sind, können wir nicht alle nur in einem Teil davon leben. Also haben sie für extrem wenig Geld Land an Paare vergeben, die versprochen, in der Fabrik zu arbeiten, die sie im Dorf gebaut haben, und dadurch hatten die Paare Geld und ein Zuhause und dann auch Kinder.

Allerdings haben sie nicht daran gedacht, dass Geld und Häuser Kinder hervorbringen, und dass Kinder unter anderem Busse brauchen. Jetzt kommt man nur weg, wenn man trampft.

Ich stehe an dem alten Münztelefon am Ortsrand und halte den Daumen raus. Ich überlege, jemanden anzurufen, merke aber, dass ich keine Münzen habe.

Als ein roter Subaru hält, beuge ich mich zum Fenster runter und rieche das Aftershave von dem Fahrer mit Bart. Er hört gerade »Macarena«, wirklich, kein Scheiß.

»Wo willst du hin?«, fragt er.

Auf dem Boden ist eine Schnecke, die langsam auf mich zugekrochen kommt, hinter ihr eine Schleimspur. Bald kommt der erste Regen in diesem Jahr. Bald sind Avishag und ich mit der Schule fertig. Und gehen zur Armee. Und alles. Sogar Prinzessin Lea muss zur Armee. Alle müssen.

Und da wird mir klar, dass ich außerhalb von den tausend Häusern dieses Dorfes niemanden habe und allein auf dem lauwarmen Asphalt stehe.

Ich sage dem Fahrer, ich kann genauso gut hierbleiben.

Ich geh nicht den Hügel rauf

Ganz einfach, weil ich mich nicht mehr anstrengen will, nur um beim Handymast Empfang zu haben, nur um mit jemandem zu reden. Ich laufe den gepflasterten Weg runter und zwischen den Fahrradständern durch und über die Müllkippe zum Videoautomaten, nehme einen Zwanzigschekel und entscheide mich für *Mean Girls*, weil ich alle anderen Filme in der Maschine schon mehr als einmal gesehen habe.

Jetzt habe ich Kleingeld und laufe ans andere Ende des Ortes zurück. Der Telefonhörer des Münztelefons glitzert, so staubig ist er, und als ich ihn abnehme, überrascht es mich fast, überhaupt ein Freizeichen zu hören. Vielleicht ist das hier das allerletzte Münztelefon in ganz Israel. Vor ein paar Jahren hat die Regierung sie alle abgebaut, eins nach dem anderen, und sie alle in einem großen Truck mitgenommen.

Ich muss meine Mutter hören, damit ich weiß, dass sie nicht auch weggegangen ist.

Aber sie ist es nicht, die ich anrufe.

Avishag geht erst beim dritten Versuch ans Telefon. Meine Mutter ist nicht die Erste, die ich anrufe, und das liegt nicht daran, dass ich entschieden hätte, Avishag müsste die Erste sein, sondern daran, dass ein Fast Sicher besser ist als das Risiko, dass man etwas erfährt, was man eigentlich nicht wissen will.

»Deine Mutter kommt wieder zurück«, sage ich.

Als ich das sage, weiß ich, dass sie's vielleicht nicht tut. Als ich das sage, weiß ich schon, dass es Avishag war, die an dem einen Morgen in mein Notizbuch geschrieben hat, nicht Dan.

»Ich bin immer ganz allein, Yael«, entgegnet Avishag und klingt dünnhäutig. »Sogar jetzt.«

Ruf uns nicht an

Ich warte sehr lange, bis Avishag kommt und mich abholt. Ich sitze im Sand beim Münztelefon und warte. Ich schmecke eine Mischung aus Schweiß und Salz und Make-up, die mir von der Nase auf die Lippen läuft. Avishag hat gesagt, sie kommt.

Und das tut sie. Sie kommt, aber sie kommt mich nicht holen. Wir gehen nicht nach Hause. Wir reden nicht. Sie kommt einfach auf mich zu und biegt dann ab. Heute folge ich ihr überallhin, das weiß sie.

Wir laufen den Hügel immer weiter rauf. Ich hoffe, wir kommen nie oben an, aber ich weiß, irgendwann werden wir ankommen.

Auf dem Boden beim Handymast ist kein Blut. Auch kein Kleidungsstück. Nicht mal ein Stiefel.

Avishag braucht lange, um fassen zu können, dass da einfach nichts ist.

Sie will wenigstens etwas sehen können, irgendwas sehen. Verzweifelt dreht sie den Kopf erst nach rechts, dann nach links. Sie steht im Schatten des Handymasts und hat diesen suchenden Blick, genau wie früher, als wir klein waren und sie versucht hat, das letzte Wort in einem Worträtsel zu finden.

Plötzlich ist es, als wäre der Turm dieses Wort. Als würde sie ihn jetzt erst sehen, obwohl sie ihn schon minutenlang anstarrt. Sie legt beide Hände an den Turm und schiebt und tritt dagegen.

Ich helfe ihr und scharre mit den Schuhen den Sand um die Stahlfüße weg und stemme mich mit ganzer Kraft gegen den Turm.

Bis zum Einbruch der Dunkelheit versuchen wir, den Turm zum Einstürzen zu bringen. Immer und immer wieder.

Wir sagen kein Wort. Wir werden kein Wort sagen. Wir haben genug gesagt.

Wir brauchen hier keinen Handymast.

Panzerfaust-Kinder

Panzerfaust-Kinder waren meist neun oder zehn Jahre alt, sie waren also sehr klein, und sie waren Kinder. Und das Panzerfaustrohr ist eine Waffe, die sehr, sehr schwer ist, ein Kind allein kann sie nicht halten, man braucht also zwei, und die Kinder nahmen die Waffen und hielten sie, zwei an einer Waffe, eines vorn und eines hinten. Wenn man mit einer Panzerfaust schießt, ist das Geschoss vorne derart heftig, dass es sogar durch einen israelischen Panzer durchgeht, aber hinten tritt ein Feuerstrahl aus, kein großer, kein Feuer, das man bräuchte, aber die Waffe funktioniert eben so, dass da hinten Feuer rauskommt. Das eine Kind trug also das Panzerfaustrohr auf der Schulter und hinter ihm stand ein anderes Panzerfaustkind, auf Zehenspitzen, und hielt das Ende fest. Und wenn die Panzerfaustgranate abgeschossen wurde, fingen erst Haare und Kopf von dem Kind hinten Feuer, dann die Schultern, und bald auch die Sandalen, wenn es denn welche hatte. Sie wussten es nicht besser.

Keiner hat mit ihnen geredet, keiner hat ihnen irgendwas gesagt, weder den Kindern, die vorn festhielten, noch den Kindern, die hinten festhielten, aber sehr, sehr interessant ist, dass das vordere Kind sehr oft das brennende Kind hinten ansprang und es umarmte, und dadurch stiegen die Opferzahlen massiv, das eine Kind ist nicht allein verbrannt.

Der Klang schreiender Mädchen

Wir, die Rekrutinnen aus dem Lager, stehen in einem tadellosen Viereck, dem eine Seite fehlt. Vor uns steht unsere Ausbilderin, die pralle Mittagssonne im Gesicht. Sie blinzelt. Sie brüllt.

»Hand hoch, wer Kontaktlinsen trägt.«

Zwei Mädchen heben die Hand. Unsere Kommandantin wirft einen Blick auf die Armbanduhr. Die beiden Mädchen machen es ihr nach.

»In zwei Minuten und dreißig Sekunden seid ihr von den Zelten wieder zurück. Und zwar ohne Kontaktlinsen. Ist das klar?«, brüllt sie.

»Zu Befehl, Kommandantin«, schreien die Mädchen, ihre Uhren piepen. Sie rennen los. Eine Staubwolke begleitet die schnellen Schritte ihrer Stiefel.

»Hand hoch, wer Asthma hat«, brüllt die Kommandantin des Rekrutenlagers.

Keines der Mädchen hebt die Hand.

»Hat eine von euch Asthma?«, brüllt die Kommandantin noch einmal.

»Nein, Kommandantin«, schreien die Mädchen.

Ich schreie nicht. Ich habe nicht kapiert, dass ich das soll, schließlich habe ich ja schon die Hand unten gelassen.

»Hast du Asthma, Avishag?«, brüllt sie, den Blick auf mich gerichtet.

»Nein, Kommandantin«, rufe ich.

»Dann antworte gefälligst«, sagt sie. »Mach den Mund auf, genau wie alle andern, damit ich dich hören kann.«

Im Rekrutenlager der israelischen Streitkräfte, in dem ich die Grundausbildung absolviere, dem einzigen Rekrutenlager für Frauen der Infanteriekampftruppe, wissen wir nie, was uns erwartet, wenn wir bei einer bestimmten Frage die Hand heben. Ich am allerwenigsten, weil ich die Erste von den Mädchen in meiner Klasse war, die eingezogen wurde, und darum hatte ich keine Freundinnen, die mir Infos hätten geben können, und mein Bruder Dan hat nie mit mir über die Armee gesprochen, auch nicht, als er noch am Leben war. Es hat mich dermaßen genervt, wenn mich Leute nach seinem Tod fragten, ob ich immer noch vorhätte, zur Armee zu gehen, dass ich mich freiwillig für die Kampftruppe gemeldet habe, nur damit die Leute aufhörten zu fragen. Ich wollte, dass die Leute ein für alle Mal aufhörten zu fragen.

In meinem Rekrutenlager kann man nichts voraussehen. Vor einer Woche sollten wir die Hand heben, wenn wir weniger als fünfzig Kilo wogen. Dann sollten wir die Hand heben, wenn wir jemals eine Nadel geteilt oder kurz vor der Einberufung ungeschützten Sex gehabt hatten. Schwer zu sagen, wie man das deuten sollte. Die Armee wollte unser Blut. Und zwar zwei Liter, aber in der Zeit, in der man die Nadel im Arm stecken hatte, bekam man Kool-Aid mit Erdbeerschmack und Weißbrot. Die selbst ernannten Nutten und Junkies verteilten beides an die Mädchen, die mit den Fäusten pumpten, damit das Blut schneller rausschoss.

»Schneller«, rief die Kommandantin.

»Meine Hand fühlt sich an, als wäre da Eis drauf«, sagte eine von den Soldatinnen. »Wie erfroren.« Sie lag auf dem Feldbett gegenüber. Ich wollte nach ihrer Hand greifen, damit ihr nicht so kalt war, damit ich nicht so allein war. Es ging nicht. Weil ich eine Nadel im Arm hatte, und weil

es falsch gewesen wäre. Meine Mutter hat gesagt, wenn ich nach der Grundausbildung einen guten Posten will, muss ich lernen, mein loses Mundwerk im Zaum zu halten. Meine Mutter war früher Offizierin, jetzt ist sie Geschichtslehrerin und so. Ein paar Wochen nach Dans Tod ist sie nach Jerusalem gezogen, aber dann musste sie doch zurückkommen und mir bei den Vorbereitungen für die Armee helfen. Alleinerziehende Mütter müssen immer zurückkommen.

Das Mädchen im Feldbett neben mir dreht durch. Sie hat den Arm mit der Nadel von sich weggestreckt, als wäre er verflucht. Sie wurde rot im Gesicht. »Ich glaube, mir wird zu viel Blut abgenommen. Kann mal jemand kommen? Kann sich mal jemand ansehen, ob es zu viel Blut ist?«

Ich wusste, ich sollte lieber den Mund halten.

»Ich will nach Hause«, sagte sie. »Ich will das hier nicht.«

Sie sah sehr jung aus. Schließlich habe ich doch was gesagt. »Alles in Ordnung«, sagte ich.

Da fuhr die Kommandantin dazwischen. »Keiner hat dir erlaubt zu reden«, brüllte sie.

Ich war die Einzige, die eine Strafe bekam. Als für alle anderen Duschzeit war, musste ich ein Loch in die trockene Erde graben, tief genug für einen Felsbrocken so groß wie fünf Köpfe. Die Kommandantin sagte, der Felsbrocken sei ein Symbol für meine »Schande«. Sie grinste, als sie das erklärte. Keins der Mädchen half mir. Sie standen einfach bei den Duschen an, da im Sand, und schauten zu.

Heute will uns die Armee zeigen, wie es sich anfühlt, wenn man erstickt. Darum haben sie nach Kontaktlinsen und Asthma gefragt. Heute ist ABC-Tag. Atomar, biologisch, chemisch. Da muss jeder Soldat durch, nicht nur die Mädchen der Kampftruppe, haben sie gesagt. Aber für uns ist es besonders wichtig, weil wir bei einem nicht-konventionellen Angriff funktionstüchtig bleiben müssen.

Wir stehen in einer Zweierreihe auf einem Sandhügel. Wir helfen uns gegenseitig, die Gasmasken aufzusetzen.

»Avishag, du machst das völlig falsch«, brüllt mich die Kommandantin an. »Völlig falsch.«

Sie zieht eines von den schwarzen Gummibändern fester, und meine Haare werden dermaßen straff nach hinten gezogen, dass es sich anfühlt, als wollte mir jemand Haarbüschel ausreißen. Nur dass derjenige nicht mehr loslässt. Die Maske soll genau so bleiben.

Mit den Masken sehen wir alle aus wie Körper von Soldaten mit Köpfen von Roboterhunden. Der große graue Filter ist lang gestreckt wie eine Schnauze. Durch die Sonne wird der schwarze Kunststoff ganz heiß und die Hitze wird nach innen abgegeben. Das pure Plastik vor meinen Augen ist staubig, und die Welt ist gerahmt und fern wie ein dreckiges, billiges Sandbild, egal, wo ich hinschaue, überall Sand, nur aus unterschiedlichen Blickwinkeln.

Die Kommandantin schreitet die Reihe ab und bricht Minibananen aus Plastik auf. »Jede von euch hat in ihrer ABC-Ausrüstung ein paar von diesen kleinen Bananen. Wenn ihr die aufbrecht und die Bananen riechen könnt, schließt eure Maske nicht richtig.«

Ich spüre, wie die Adern an meinem Hinterkopf hervortreten. Als die Kommandantin wedelnd mit den Minibananen an mir vorbeigeht, rieche ich es. Bananen. Bananen und Sand.

»Ich rieche Bananen und –«, sage ich. Meine Stimme vibriert hinter der Maske. Sie lassen mich im Stich, die Worte. Ich will reden. Ständig. Über Dan. Über Dinge, die Yael gesagt hat und die ich noch immer nicht verstanden habe. Über die Bananfelder rings um unser Dorf, wenn sie brennen. Über alles. Ich bin eine Idiotin. Als würde es irgendwen interessieren, was ich denke.

»Keiner hat dir erlaubt zu reden«, brüllt die Kommandantin. »Sieh zu, dass eine von deinen Freundinnen dir hilft«,

sagt sie. Sie nennen die anderen Soldatinnen »deine Freundinnen«. Ich hasse das. Das sind andere Soldatinnen, nicht meine Freundinnen. Sogar meine Mutter hat gesagt, zur Armee gehst du nicht, um Freunde zu finden. Lass dir nichts vormachen. Du siehst ja, was mit Dan passiert ist.

Die Kommandantin lässt immer zwei auf einmal ins Zelt. Meine Partnerin ist ein hochgewachsenes Mädchen namens Gali. Wir sehen, wie eins von den beiden Mädchen, die vor uns rein sind, die Zeltplane hoch reißt und ins Freie rennt, als würde sie brennen, aus ihrem Mund läuft Spucke, aus der Nase kommt etwas Grüngelbes, ihre Augen sind feucht und geschlossen. Ihr Mund steht beim Rennen weit offen und sie hat die Arme seitlich ausgestreckt. Sie rennt immer weiter, und ihre kleine grüne Gestalt wird zu einem Fleck am menschenleeren Horizont.

Gali lacht, und ich auch. Ich wusste von Sarit, Leas großer Schwester, dass das Tränengaszelt der erste Ort war, wo Oberleutnants mit den Rekrutinnen auf Tuchfühlung gehen konnten. Sie stellten ihnen immer dieselben vier Fragen:

Liebst du die Armee?

Liebst du dein Land?

Wen liebst du mehr, deine Mutter oder deinen Vater?

Hast du Angst vor dem Tod?

Die Oberstleutnants haben ihren Spaß dabei, weil sie diese Fragen einmal stellen, wenn der Soldat die Maske auf hat, aber dann noch einmal, wenn der Soldat ohne Maske im Tränengaszelt steht, und sie zusehen können, wie er in Panik ausbricht. Das ist das Ziel der Übung. Man soll lernen, bei einem atomaren, biologischen oder chemischen Angriff nicht in Panik auszubrechen. Ich finde das einfach nur sinnlos. Das habe ich Sarit auch gesagt; ich sagte, »Na, wenn das so ist, können sie auch auf uns schießen, damit wir wissen, wie sich das anfühlt, findest du nicht?«, aber darauf meinte sie nur, »Klugscheißer«. Wenn wir das Gefühl haben zu

ersticken, dürfen wir aus dem Zelt rennen. Sarit hat gesagt, sie erwarten, dass man so lange wie möglich durchhält. Ich fragte, »Was heißt, so lange wie möglich?«, und sie fragte zurück, »Wie lange kannst du unter Wasser atmen?«

Wir sind dran.

Gali und ich bücken uns unter der Plane durch ins Zelt. Drinnen ist es dunkel und so heiß, dass ich das Gefühl habe, die Knöpfe der Uniform würden sich in meine Handgelenke einbrennen. Ich kann es fühlen. Und ich kann es sehen. Das ganze Zelt ist voller Gift. Ich weiß es, aber mit der Maske kann es mir nichts anhaben. Ich fühle mich wie eine Betrügerin.

Seltsamerweise kann man die Kommandantin durch die Gasmaske gut erkennen. Wie sie dasteht, die Arme hinterm Rücken, die Hand am Gewehr. Sie reckt das Kinn weit nach oben. Sie fängt mit Gali an. Gali macht sich noch länger und reckt ebenfalls das Kinn hoch.

»Soldatin, wie fühlst du dich mit der Maske?«

»Gut.«

»Liebst du die Armee?«

»Ja. Es ist hart, aber es ist eine wichtige Erfahrung und ich lerne sehr viel.«

»Liebst du dein Land?«

»Ja.«

»Wen liebst du mehr, deine Mutter oder deinen Vater?«

»Das kann ich nicht sagen. Ich glaube, ich liebe beide gleich, aber auf unterschiedliche Weise.«

»Hast du Angst vor dem Tod?«

»Nein.«

»Nimm die Maske ab. Wenn du es nicht mehr aushältst, kannst du rauslaufen.«

Gali fummelt am Gummiband, um es zu lockern und die Maske abzusetzen. Ihre Wangen werden sofort hohl, als würde sie an einem platt gedrückten Strohhalm ziehen.

»Liebst du die Armee?«

Gali öffnet den Mund, will antworten, schließt ihn aber schnell wieder. Sie sabbert schon. Wieder öffnet sie den Mund, diesmal nur leicht, und grunzt ein »Jaah«.

»Liebst du dein Land?«

Gali legt sich die Hände zitternd an die Gurgel, wie ein Fisch auf dem Trockenen.

»Ahhh«, murmelt sie, und Rotz tropft ihr auf die Lippen. Sie rennt raus wie ein Storch.

Jetzt ich.

»Liebst du die Armee?«, fragt die Kommandantin.

»Ja und nein. Ich meine, ich glaube auf jeden Fall, dass es wichtig ist, in einem Land wie unserem Wehrdienst zu leisten, aber ich wünsche mir Frieden, und auf persönlicher Ebene bringt die Grundausbildung ganz eigene Schwierigkeiten mit sich, und außerdem –«

»Das reicht. Hast du Angst vor dem Tod?«, fragt sie. Sie überspringt zwei Fragen. Sie weiß, ich bin ein Problemfall, auch wenn ich bis jetzt kaum für Probleme gesorgt habe. Vielleicht ist ein Problem nichts, was man macht, sondern etwas, was man ist. Ich glaube, das hat Dan mal gesagt, aber was verstehe ich schon von dem, was er gesagt oder gemeint hat?

»Nein, ich habe keine Angst vor dem Tod«, sage ich. Kurz und knapp. Genau, was sie hören will, und außerdem die Wahrheit.

»Nimm die Maske ab. Wenn du es nicht mehr aushältst, kannst du rauslaufen«, sagt die Kommandantin. Sie klingt anders als bei Gali. Zufriedener.

Ich nehme die Maske ab und im ersten Moment spüre ich nur, wie meine Kopfhaut schmerzt. Dann spüre ich das Feuer, das Brennen. Ich kann die Augen nicht öffnen. Ich atme nicht mehr durch die Nase. Aber ich öffne den Mund, das ja.

Und ich rede. Ich habe so lange gewartet. Das ist die Gelegenheit. Solange ich kurz vorm Ersticken bin, darf ich das. Yael und Lea sind nicht da, um mich mit ihrem Geplapper abzuwürgen. Von meiner Familie ist auch keiner da, der mich ignorieren kann. Meine Worte dienen einem Zweck. Meine Worte und Tränen sind eine Angelegenheit der nationalen Sicherheitspolitik. Ein Teil unserer Ausbildung. Dadurch bin ich auf einen Angriff mit nicht-konventionellen Waffen vorbereitet. Ich könnte das ganze Land retten, so gut bin ich vorbereitet. Mein ganzer Kopf brennt, aber die Worte purzeln mir nur so aus dem Mund, sie schmecken nach Bananen, und es kommen immer mehr.

Meiner Kommandantin gehen die ursprünglichen vier Fragen aus. Sie muss sich eine neue ausdenken.

»Was ist deine früheste Erinnerung?«, fragt sie. Das haben sie gefragt, bevor jemand genial genug war, sich die Mama-Papa-Frage auszudenken.

Ich gehe nicht von allein. Sie befiehlt es mir.

Ich rede und rede und rede.

Ich glaube, so lange wie ich war noch nie ein Soldat im Tränengaszelt.

Erst draußen bekomme ich keine Luft. Ich kann die Augen nicht öffnen, und obwohl ich das gar nicht will, rennen meine Füße los, von ganz allein, werden immer schneller. Ich schmecke Blut auf der Zunge, Blut aus meiner Nase, und mein Hals brennt, als würde man mir kochendes Öl eintrichtern. Meine Gesichtshaut ist wie mit Sandpapier bearbeitet. Ich renne immer weiter, bis zwei Arme mich im Flug einfangen und sehr lange halten. Als ich durch das Wasser in meinen Augen endlich wieder hindurchsehen kann, sehe ich, worauf ich zugerannt bin: die Klippe. Die Arme waren die meiner Kommandantin. Sie hat mich vor dem Absturz bewahrt, meine Kommandantin, das war ihre Aufgabe.

Sie sind überzeugt, ich hätte gemogelt, auch wenn sie sich beim besten Willen nicht erklären können, wie ich das angestellt haben soll. Sie sagen, ich wäre über zweieinhalb Minuten in einem Zelt voller Tränengas geblieben und dass das schier unmöglich wäre und irgendein fauler Trick dahinterstecken müsse. Es hat sich angefühlt, als hätte ich länger geredet. Ich hatte das Gefühl, ich wäre da drinnen alles losgeworden, fast alles.

Nachdem ich mich umgezogen habe, muss ich zum Stützpunktkommandanten. Ich betrete das Zimmer, salutiere mit dem Gewehr und starre ihn an.

Eine Sekunde lang glaube ich, dass er nach seinem Gewehr greift. Dass der Kommandant des Stützpunkts mich erschießt. Manchmal denke ich Sachen und weiß, sie sind nicht wahr. Aber er greift nur nach seinen Zigaretten. Als er einen Zug macht, blähen sich seine Nasenlöcher auf. Er signalisiert mir, ihm gegenüber Platz zu nehmen, und als ich mich auf den Bürostuhl setze, sehe ich, dass seine Nasenhaare grau wie Spinnfäden sind. Im Gehäuse einer grünen Granate, seinem Aschenbecher, drückt er die Zigarette aus, und dann fischt er nach einer neuen.

Anscheinend ist er höchstens daran interessiert, sich selbst umzubringen, und zwar langsam. Er hat kein Interesse daran, mich umzubringen. Es macht mich traurig, dass er sich mehr für sich interessiert als für mich. Vielleicht bin ich da unrealistisch, aber es macht mich trotzdem traurig, wenn Leute so sind. Die meisten Leute sind so. Dan war letztlich auch so. Nur daran interessiert, sich selbst umzubringen.

Der Stützpunktkommandant sagt, ich solle mich zusammenreißen. Ob ich nicht wüsste, dass Leute sterben? Er hoffe, ich würde in Ruhe darüber nachdenken, wie ein besserer Soldat aus mir werden könne.

»Und noch was. Deine Kommandantin sagt, dass du

redest, ohne dass man dich dazu auffordert. Warum machst du das?«, fragt er.

»Ich weiß nicht. Wahrscheinlich, weil ich diese ganzen Gedanken habe«, sage ich.

»Du solltest endlich aufwachen und einsehen, dass du alle anderen mit deinen Gedanken störst.«

Zur Strafe muss ich die Nacht mit Gasmasken schlafen. Kreativ und demütigend zugleich. Ich bin irgendwie beeindruckt.

Ich wünschte, ich wäre eine bessere Soldatin. Nachts denke ich an alles Mögliche, nur wie ich eine bessere Soldatin werden kann, darüber denke ich nicht nach, obwohl ich es wirklich versuche. Ich denke an Dan, Mama und Yael. An Leute, die nicht ich und keine Soldaten sind. Sogar an meinen Vater, an damals, als ich klein war und noch keine Soldatin.

Die ganze Nacht über starre ich durch das Plastik an die Zeltdecke; die Maske rahmt den dicken grünen Stoff, dieses ganze Grün, wie ein impressionistisches Gemälde. Die Schnallen hinten an der Maske bohren sich in meine Kopfhaut.

Wenn ich weine, dann nicht, damit eines von den Mädchen im Zelt mich hört und aufwacht. Man lässt uns jede Nacht nur fünf Stunden schlafen. Und wir sind keine Freundinnen.

Ich kann nicht schlafen, also stelle ich mir zweierlei vor, was passieren könnte.

Ich könnte nach einer Nacht mit Gasmasken aufwachen und herausfinden, dass der Iran Israel bombardiert hat und ich dank der Maske die einzige Überlebende im ganzen Land bin. Die anderen Mädchen im Zelt wären tot und blau angelaufen, und ich würde zum Tor raus in die Wüste Negev laufen, wo ich wegen Flüssigkeitsmangel sterben könnte, oder wegen Chemikalien, die meine Haut verätzen, aber das alles

ist nicht, woran ich sterben werde. Ich werde sterben, weil ich keinen zum Reden habe.

Die zweite Möglichkeit ist, dass der Iran Israel nicht bombardiert, zumindest nicht an dem Tag, und dass ich bis zu dem Ort komme, den Yael als Ende der Welt bezeichnet. Ich beende die Grundausbildung. Ich absolviere den Wehrdienst. Ich gehe nach Panama und Guatemala und Argentinien. Da sind auch Israelis, klar, von denen wimmelt es überall nur so. Aber irgendwann reisen alle ab und ich bin der letzte israelische Tourist in Ushuaia, Argentinien, der letzten Stadt vor der Antarktis, am Ende der Welt. In den Buchläden gibt es nur spanische Bücher. Die Seen sind zum Baden zu kalt. Die einzigen Gäste in Bars sind alte Franzosen, und ich bin allein.

Meine früheste Erinnerung. Ich öffne die Augen und sehe den Raum durch Plastik. Mein Vater hat seine Maske auf, und meine Schwester, die zu klein für eine Gasmasken ist, liegt in einem vor Gas schützenden Inkubator, der auf dem Boden steht. Dan nimmt seine Maske immer wieder ab und Papa schlägt ihn. Papa nimmt seine eigene Maske ab, um aus seiner Flasche Arrak zu trinken. Wir schreiben das Jahr 1991 und aus dem Irak schießt man Raketen auf uns ab. Im Radio heißt es, wir sollen nicht in die Luftschutzkeller gehen. Sie sagen, man solle ein Zimmer im Haus mit Klebeband abdichten, Gasmasken tragen, viel Wasser trinken und auf das Beste hoffen. Im Radio heißt es, auf Gebiet M werden Raketen abgeschossen, das ist unseres. Damals wohnen wir noch nicht in dem Dorf, sondern in einer Stadt. Ich weiß nicht, wo. Meine Eltern streiten sich: »Klebeband?«, fragt meine Mutter. »Das ist lächerlich.«

Ich weiß nichts über die Details – ich erfahre sie erst später und sie werden zu meiner Erinnerung. In der besagten Nacht kann ich noch nicht genug Wörter, um einen Satz zu bilden. Ich erinnere mich nur an meine Mutter, ihr entblößtes dunkles Gesicht, wie sie mich auf den Arm nimmt und

mit mir die Holzstufen zum Dach hochrennt. Auf die Palmen unter uns fallen Regentropfen, aber meine Mutter nimmt mir die Gasmasken ab und hebt mein Kinn an, weit nach oben in die Luft. Eine Lichtkugel zerreißt rosa und glühend und brennend den Nachthimmel. Meine Mutter vergräbt ihr Kinn in meinen Haaren. Wir schauen zu, und falls ich da schon allein bin, weiß ich es noch nicht.

Durch das Plastik starre ich durch die Zeltdecke hinaus in die Nacht. Die Noppen hinten an der Maske bohren sich immer noch in meine Kopfhaut. Ich weine, aber ich mache das nicht, weil ich hoffe, dass eins von den Mädchen im Zelt mich hört und wach wird.

Aber dann wird doch jemand wach. Die mit dem Blut, die dachte, man würde ihr zu viel Blut abnehmen. Sie ist wach, aber sie merkt nicht, dass ich ein Mensch bin, ihre Kampfgefhrtin, und auf meinem Feldbett unter der Gasmasken weine. Mein ersticktes Wimmern klingt für sie nach einem Tier.

»Ist das eine Katze?«, flüstert sie, ein Geräusch so scharf wie eine Klinge, die durch Luft und Zelt und Ohren schneidet. »Mädchen, wir haben eine Katze im Zelt!«

»Eine Katze?«, fragt Gali, die sich keine Mühe gibt zu flüstern.

»Hilf mir. Ich bin allergisch. Ich könnte sterben.« Das Mädchen mit dem Blut wartet, dass irgendjemand was sagt.

Die Maske schtzt mich. Sie können mein Gesicht nicht sehen. Sie können meinen Mund nicht sehen. Sie wissen nicht, dass das Geräusch von mir kam. Wenn ich schreie, wenn ich jetzt gleich schreie, einen ohrenbetubenden und gewaltigen Schrei, dann besteht die Möglichkeit, dann besteht immerhin die winzige Möglichkeit, dass keiner je herausfinden wird, dass ich es war. Es wird der Klang schreiender Mädchen sein.

Also.

Ich schreie. Ich schreie, als wäre es das letzte Mal in meinem Leben, dass meine Stimme erklingt, und vielleicht ist es das. Es ist, als könnte keiner mich hören, mich genau in diesem Moment hören.

Ich schreie aus Angst vor Blut, vor Glühendem und Brennendem. Ich schreie aus Schrecken vor den piependen Armbanduhren und den Stiefeln im Sand, und aus Panik vor einem Geruch, der sich als Banane ausgibt. Der Klang der Worte, die ich hinausschreie, ist das Ächzen meiner Schande, der Schande, die kein Felsbrocken ist, meiner Schande, die ich gegen meinen Willen beerdigt habe.

Wenn du wirklich willst, dann verrate ich dir die Worte, die ich geschrien habe, ich verrate dir alle Laute und Wörter und Buchstaben. Aber zuerst musst du schwören, du musst richtig schwören, dass du sie von mir hören willst.